Abonnementspreis
mit der wöchentlich gratis illustrierten Unterhaltungs-Beilage und der Arbeiterwelt: Vierteljährlich 80 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6982) pro Monat M. 2.75. Unter Kreuzband für Deutschland und Österreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Monat.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Dienstags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Wiederholung entsprechender Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens Dienstag 10 Uhr bei der Expedition eingegangen sein und sind nur vorher zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 bis abends halb 6 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 161. | Dresden, Mittwoch den 16. Juli 1902. | 13. Jahrg.

Sozialismus und Freiheit.

„Der Sozialismus und die menschliche Freiheit sind unvereinbar mit einander." So sprechen die Philister und zwingen uns dadurch nicht nur zur Widerlegung ihres Einwandes, sondern auch zu der so nützlichen wie notwendigen Selbstprüfung. Und daß unsere Theoretiker nicht müßig sind, daß sie immer wieder die schärfste Sonde der Kritik bis in die tiefsten Gründe unserer Lehre hinabsenken, das zeigen die Publikationen der letzten Zeit deutlich.

Es ist eine Thatsache — so heißt es in dem neulich hier angekündigten Buche von Emil Vandervelde: Die Entwickelung zum Sozialismus —, daß in der heutigen Ordnung der Dinge nur diejenigen ihre Meinung frei herauslegen, ihre politische Ueberzeugung darthun, ihre religiösen oder philosophischen Ansichten öffentlich bekennen dürfen, die, wie man zu sagen pflegt, eine „unabhängige Situation" haben, die im persönlichen Eigentum die Garantie ihrer Freiheit besitzen.

Folglich ist dies das einzige Mittel, allen die Freiheit zu geben, daß man allen Eigentum giebt. Unter der Herrschaft der Großindustrie geht das aber nur auf dem Wege der Vergesellschaftung der Produktions- und Austauschmittel.

Nun wendet man freilich ein, das Heilmittel sei schlimmer als das Uebel, man behauptet, die persönliche Freiheit würde unter der auf das Gemeineigentum gegründeten Souveränität des Volkes noch mehr leiden, als unter der auf dem Privateigentum beruhenden Souveränität der Kapitalisten.

Was zunächst vom Standpunkte der Produzenten die Arbeiter anlangt, die heute in kapitalistischen Unternehmungen schaffen müssen und später in vergesellschafteten Unternehmungen beschäftigt sein würden, so haben wir das Recht, zu sagen, daß sie in punkto Freiheit nichts als ihre Ketten zu verlieren haben würden, nicht einmal der Despotismus des heutigen Staates als Unternehmer, der durch den wachsenden Einfluß der Demokratie fortwährend gemildert wird, wäre schlimmer, als der Despotismus der privaten Unternehmer, angenommen einmal, die heutige Staatsform würde überhaupt bestehen bleiben.

Setzen wir nun aber den Fall, das kollektivistische System breite sich aus, die autoritären Funktionen des Staates gingen infolge der Vermischung der Klassen auf ein Minimum zurück, in den dezentralisierten und autonomen, öffentlichen Unternehmungen nehme jedermann an dem gemeinsamen Werke der Produktion teil: wie kann man da nun behaupten, die Freiheit der Produzenten würde vermindert, weil sie ihre eigenen Meister, ihre eigenen Unternehmer geworden wären?!

Die Gedanken, die hier kurz angedeutet sind, spinnt Karl Kautsky in seiner Broschüre: **Am Tage nach der sozialen Revolution** weiter aus. Er sagt:

„Nie wird sich ein siegreiches Proletariat eine zuchthäuslerische oder kasernenmäßige Reglementierung gefallen lassen. Aber es bedarf deren auch nicht, ihm stehen andere Mittel zu Gebote, die Arbeiter an der Arbeit zu halten.

Da darf man zunächst nicht vergessen die große Macht der Gewohnheit. Das Kapital hat den modernen Arbeiter daran gewöhnt, Tag aus Tag ein zu arbeiten, er hält es ohne Arbeit gar nicht mehr lange aus. Es giebt sogar Leute, die so sehr an ihre Arbeit gewöhnt sind, daß sie nicht wissen, was sie mit ihrer freien Zeit anfangen sollen, die sich unglücklich fühlen, wenn sie nicht arbeiten können. Es wird wenige Menschen geben, die sich ohne jede Arbeit auf die Dauer glücklich fühlen. Ich bin überzeugt, wenn die Arbeit den abstoßenden Charakter der Ueberarbeitung verliert, wenn die Arbeitszeit auf ein vernünftiges Maß herabsetzt ist, so wird allein schon die Gewohnheit genügen, eine große Menge Arbeiter in dem Betriebe und Gewerbe zu regelmäßiger Arbeit festzuhalten.

Aber selbstverständlich kann man sich auf diesen Instinkt allein nicht verlassen, er ist der jüngste. Ein anderer, viel stärkerer Trieb ist die Disziplin des Proletariats. Wir wissen, wenn seine Gewerkschaft einen Ausstand beschließt, dann ist die Disziplin des organisierten Arbeiters stark genug, daß er alle Gelüsten und Schwächen der Individualität freiwillig auf sich nimmt und oft monatelang hungert, um die gemeinsame Sache zu einem siegreichen Ende zu führen. Nun glaube ich, wenn es möglich ist, durch die Macht der Disziplin die Arbeiter aus den Fabriken herauszutreiben, so wird auch möglich sein, sie dadurch dort festzuhalten. Wenn eine Gewerkschaft die Entwendungen unterschreiben, regelmäßigen Fortgangs der Arbeit zuerkennt, dann dürfen wir überzeugt sein, daß im Interesse der Gesamtheit kaum einer ihrer Mitglieder seinen Posten verlassen wird. Dieselbe Macht, die das Proletariat heute als Kampfesmittel dadurch geltend macht, daß es die Produktion stört, wird es dann als wirksames Mittel verwenden, um den regelmäßigen Fortgang der gesellschaftlichen Arbeit zu sichern. Je höher entwickelt heute schon die gewerkschaftliche Organisation, desto besser die Aussichten auf ungestörten Fortgang der Produktion nach der Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat.

Aber die Disziplin, die im Proletariat lebt, ist nicht die militärische Disziplin, sie bedeutet nicht den blinden Gehorsam gegen eine von oben eingesetzte Autorität; es ist die demokratische Disziplin, die freiwillige Unterwerfung unter eine selbstgewählte Führung und unter den Beschluß der Majorität der eigenen Genossen. Soll diese demokratische Disziplin in den Betrieben wirken, dann setzt sie eine demokratische Organisation der Arbeit selbst voraus, sie setzt voraus, daß die demokratische Arbeit an Stelle der heutigen autokratischen tritt. Es ist selbstverständlich, daß ein formulistisches Regime von vornherein bestrebt sein wird, die Produktion demokratisch zu organisieren. Aber auch wenn das siegreiche Proletariat nicht von vornherein diese Absicht haben sollte, so wird es doch dazu durch die Notwendigkeit getrieben werden, den Fortgang der Produktion sicher zu stellen. Die Aufrechterhaltung der unentbehrlichen Disziplin bei der Arbeit wird sich nur durchführen lassen durch Einführung der gewerkschaftlichen Disziplin in den Produktionsprozeß.

Dies wird allerdings nicht überall in gleicher Weise vollzogen werden können, jeder Betrieb hat seine Eigenart, nach der sich die Organisation seiner Arbeiter richten muß. Es giebt z. B. Betriebe, die ohne eine bureaukratische Organisation „nicht auskommen, wie die Eisenbahnen. Die demokratische Organisation kann sich da so gestalten, daß die Arbeiter Delegierte wählen, die eine Art Parlament bilden, das die Arbeitsordnungen feststellt und die Verwaltung des bureaukratischen Apparates überwacht. Andere Betriebe kann man der Verwaltung der Gewerkschaften übergeben, wieder andere können genossenschaftlich betrieben werden. Es sind also höchst mannigfaltige Formen demokratischer Organisation der Betriebe möglich und wir dürfen nicht erwarten, daß die Organisation aller Betriebe nach einer und derselben Schablone vor sich gehen wird.

Wir haben gesehen, wie die Eigentumsarten verschieden sein werden, Staats-, Gemeinde- und Genossenschafts-Eigentum. Daneben kann aber auch noch das Privateigentum an manchen Produktionsmitteln fortbestehen, wie wir noch zeigen werden. Jetzt sehen wir auch, daß die Organisation der Betriebe mannigfach sein wird.

Aber demokratische Disziplin und Gewohnheit regelmäßiger Arbeit, so mächtige Hebel sie sind, verbürgen vielleicht noch nicht genügend, daß die gesamte Arbeiterschaft tätig an der Produktion teilnimmt. Wir dürfen nicht erwarten, daß die gewerkschaftliche Organisation und Disziplin jemals in der heutigen Gesellschaft auch nur die Weichen der Arbeiterklasse umfassen. Wenn diese aus Ruder kommt, wird unabsehbar immer noch nur eine Minorität ihrer Mitglieder organisiert sein. Man wird also nach weiteren Antrieben der Arbeit suchen müssen. Und da liegt für ein proletarisches Regime einer besonders nahe: **die Anziehungskraft der Arbeit.** Es wird trachten müssen, die Arbeit, die heute eine Last ist, zu einer Lust zu machen, so daß es ein Vergnügen wird, zu arbeiten, daß die Arbeiter mit Vergnügen an die Arbeit gehen."

Wie sich Kautsky das nun denkt und wie er es ausmalt, das mögen lernbegierige Genossen in der Broschüre selbst nachlesen. Dazu sie anzuregen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Der Steckbrief der Prager Polizeidirektion auf Kaiser Wilhelm II.

Prag, 15. Juli 1902 (Orig.-Korresp.).

Auf die Prager Polizei sowohl als auf die Prager Statthalterei wirkt die neuestens Affäre mit dem Steckbriefe auf den deutschen Kaiser mit einer geradezu vernichtenden Kraft. In den Gängen des Gebäudes der Polizeidirektion gehen die Beamten verwirrt und niedergeschlagen herum, daß wie die Leichen. Und welches Wunder: es weiß niemand, ob nicht aus dem Munde des Grafen Goluchowski und des Ministerpräsidenten Körber jeden Augenblick das entscheidende Wort fällt, das an der Stellung irgend eines mächtigen Herrn rütteln und seine kühnen Aspirationen in den Staub niederschlagen kann.

Die Prager Presse zeigt in dieser Affäre eine auffällige Zurückhaltung und einige Blätter schreiben geradezu so, daß man sehen kann, wie sie sich für einen Gegendienst der Polizei in der Zukunft die Dankbarkeit sichern wollen. Die Organe der Prager Statthalterei halten sich, nur ein einziges Wort zu äußern.

Ganz offen hat sich jedoch diesmal zur wirklich undankbaren Verteidigung der Prager Polizei die deutsch-liberale Bohemia zur Verfügung gestellt. Gleich Sonnabend abend kam sie der Polizei zur Hilfe und versicherte mit einem auffallenden Nachdruck, daß eine jede böse Absicht ausgeschlossen sei und in der gestrigen Nummer, von neuem dies wiederholend, bemüht sie sich wenigstens, die Polizei in ein günstigeres Licht zu stellen. Aber obwohl sie den besten Willen für die Polizei an den Tag legt, glauben wir, daß es besser wäre, wenn sie schwegen würde. Zwei neue Umstände führt sie an: Die Nachricht, auf die hin der Steckbrief auf der Polizei verfaßt wurde, war nicht der Polizei, sondern dem Magistrate adressiert und war auch nicht polnisch, sondern deutsch geschrieben. Wir konstatieren, wie wir uns selbst überzeugt haben, daß dem wirklich so ist. Dadurch erwachsen jedoch für die Prager Polizei neue erschwerende Umstände.

Zunächst glaubten auch wir, daß es niemandem auf der Prager Polizeidirektion einfallen werde, den deutschen Kaiser zum Besten halten zu wollen, aber heute sind schon solche spezielle Thatsachen festgestellt worden, daß wir kaum wagen würden, diese Meinung aufrecht zu halten. Der Text des Telegramms war so präzise und klar, daß nur ein gänzlich einsichtiger Mensch ihn nicht hätte begreifen können, wenn auch im böhmischen oder polnischen Kontexte das Wort „Kaiser" irrtümlich für einen Janamen gehalten werden konnte, im deutschen Texte ist ein solcher Irrtum geradezu unglaublich. Hier ist der Text (nach bürgerlichen Blättern, red. d. S. A.-Z.): „Kaiser Wilhelm. Sohn des in Charlottenburg

Die Fanfare.

Roman von Fritz Mauthner.

(39. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Bode zögerte näher zu treten, so völlig schien das Mädchen in ihrem Schmerze versunken; in beiden Händen hielt sie eine weiße Rose, die sie dem Schmuck des kleinen Grabes entnommen haben mochte; sie rührte sich nicht, sie bewegte die Lippen nicht, ihr Gesicht zuckte nicht, aber unaufhaltsam strömten die Thränen aus den geöffneten Augen über die bleichen Wangen nieder.

So weint niemand um fremdes Leid, der nicht das Schwerste selbst erfahren und noch daran trägt.

Langsam näherte er sich der Trauernden; als sie plötzlich die leisen Schritte vernahm, ließ sie erschreckt die Rose fallen und wandte sich zum Gehen, ohne umzublicken.

„Fräulein Johanna!" sagte Bode.

Sie kehrte sich um, streckte ihm beide Hände entgegen, und in einer herzlichen Umarmung ließ das Mädchen den Kopf auf die Schulter des Mannes und Bode seine Wange auf Johannas Haar niedersinken. So weinten sie noch eine Weile, dann empfand Bode zuerst die Formlosigkeit des Vorganges und löste sich vorsichtig aus des Mädchens Armen; Johanna lächelte durch ihre Thränen.

„Sie können an die Welt denken," sagte sie schmerzlich, „und an die Vorschriften der guten Sitte, mein armer, lieber Freund, wie beneide ich Sie! Nein, nein, Sie haben recht, ich muß wohl sehr unglücklich sein, daß ich mich so vergessen konnte."

„Mein gnädiges Fräulein!"

„Nicht so feierlich, lieber Bode! Haben denn auch Sie für einen Korb? Und ich habe doch nur um Ihre Freundschaft geworben!"

Bode ergriff ihre Hand. Dann gingen sie ein halbes Stündchen bald stumm, bald in ernsten Gesprächen zwischen den Gräbern umher. Als Johanna heimkehren wollte, sagte er:

„Nicht wahr, es braucht keiner Worte, Fräulein Johanna? Meine Gesinnung ist erprobt; ich habe mich in Sie nicht verliebt, einzig und allein, um Ihre Freundschaft nicht zu verlieren."

Beide lächelten traurig, während sie wieder an dem großen Steinkreuze vorbei der Hauptallee zuschritten.

Sie gingen dort auf und nieder, und ein jedes dachte bei sich, wie es von seinem eigenen Schmerze sprechen müßte, um dem anderen den seinen zu lindern. Und weil Johanna sich ihres großen Herzeleides schämte, so gewann Bode einen Vorsprung und zerstreute die Freunden mit seinen Klagen um die begrabene kleine Hoffnung; dann fragte er genau nach dem Ausspruche des Arztes und wann derselbe wieder kommen wollte. Johanna gab Bescheid.

Plötzlich fragte Bode erregt nach dem Anlaß des Unglücks; es ging ihm wieder durch den Kopf, daß sein Geheimnis verraten worden sei und der Schrecken Frau Rathe niedergeworfen habe. Johanna beruhigte ihn nach ihrer ersten Ueberzeugung; niemand wäre dazu roh genug gewesen, selbst Tillelbof habe geschwiegen, der doch schlecht genug war, der armen Frau so unvermutet ihre Wohnung zu kündigen; beim Ausräumen der Bücher sei Frau Rathe von den Schmerzen überrascht worden, vielleicht vom Stuhle gestürzt; die Wohnungsgeschichte erkläre alles.

Bode gab sich zufrieden.

„Ich will nun selbst nach ihr sehen." Und ohne weiteres Gespräch legten sie den kurzen Weg bis zu Bodes Wohnung zurück; dort fand Frau Bolski ohnmächtig auf dem Vorplatz. Die Frau sei aufgeweckt und das Fräulein bei ihr drinnen. Um sie auf die Rückkehr ihres Mannes vorzubereiten, traten sie ein. Bode bemerkte plötzlich zwei Banknoten unter dem Briefbeschwerer; es fiel ihm erst in den Sinn, daß seine Frau nur knapp mit Geld versehen gewesen war und die Ereignisse jedenfalls größere Ausgaben erfordert hatten. Er wandte sich leise fragend an Frau Bolski.

„Geld wie Heu!" rief diese. „Ich hätte nie geglaubt, daß die Schriftstellerei so viel einbringt; ein Schriftsteller von meiner Verwandtschaft kommt höchstens auf dreißig Mark die Woche. Aber hier! Wer solche neue Zutreter haben da unter der steinernen Krabbe gelegen; zwei Damen haben mir vorgezählt, im Schubfach links ist dafür noch ein ganzer Haufen Geld!"

Bode öffnete das Fach und schüttelte den Kopf, das waren lauter funkelnagelneue Banknoten, wie er sie sonst an jedem ersten von Wettmanns Stammtisch zu erhalten pflegte. Sollte der Verleger sich hilfreicher gezeigt haben, als Bode ihm zutraute? Die schwer erkrankte Frau seines gefangenen Redakteurs mit Geld zu versehen, das war eigentlich seine erste Pflicht; aber Bode wollte doch seinen Dank nicht vergessen.

Jetzt öffnete sich die Thür zum Schlafzimmer, und mit leuchtendem Gesicht schlüpfte Fräulein Betty herein.

„Nu aber herein! Ist sie an der Ueberraschung nicht gestorben, so wird sie an seinem Anblick auch nicht sterben; aber bleiben Sie nicht lange!"

Bode schlich auf den Zehspitzen in das Krankenzimmer, in welchem fast völlige Dunkelheit herrschte. Hart neben dem einzigen Fenster stürzte die Mauer des Nachbarhauses empor, ein durchdringender Geruch von Kalk mischte sich mit dem Apothekendunst der Stube; das Bett stand rechts, dem lichtlosen Fenster gegenüber. Bode konnte sein Weib nicht sehen; er fand nur umtastend ihre heiße Hand und konnte, auf dem Bette niedersinkend, ihre Stirn küssen.

Aber Rathe hatte ihn gesehen, da er in die helle Thür getreten war, und sie fühlte das Glück der Genesung, als er so hoch aufgerichtet aus dem Gefängnis wiederkehrte; das verscheuchte endlich die entsetzlichen Fieberträume, die sie bis jetzt selbst im Wachen verfolgt hatten. Bald hatte sie ihren Mann in feuchtem, unterirdischem Loche gesehen, wie er mit Schlamm kämpfte und seine Ketten benagte; bald war er im Arbeitshaus mit geschorenem Kopf im Winterfrost bei Erdarbeiten beschäftigt, und seine Eisen klirrten bei jedem seiner Schritte, bald lag er mit hundert Mördern, deren entsetzliche Gesichter wie Tierfratzen um ihn tanzten, in einem Hospital und dann wieder in einer Kalkgrube und dann wieder unter dem Galgen, und die Ketten der Mörder erklangen gräßlich im Takte zu ihrem teuflischen Reigen. Nun plötzlich waren die Gespenster verstoben, es war ein lichter Tag um sie, und Bode war frei; nur ganz heimlich unter glücklichem Lächeln überzeugte sie sich mit ihren Fingern, daß seine Handgelenke keine Spur von

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020716/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG